

ANDREW TAYLOR

Das Geisterspiel



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

1786, Cambridge. Am Jerusalem-College geht angeblich der Geist einer jungen Frau um: Sylvia Whichcote ist auf mysteriöse Weise ertrunken, und nun wandelt sie nachts auf dem Collegegelände umher. Zumindest meint das ein junger Student namens Frank Oldershaw. Aufgrund dieser Behauptung befindet sich Frank nun in einer psychiatrischen Anstalt – womit der Ruf des wohlhabenden Eliteschülers ruiniert wäre. Um das Schlimmste zu verhindern, stellt seine Mutter, Lady Anne Oldershaw, den Autor John Holdsworth ein. Er hat ein Buch geschrieben, in dem er nachweist, dass es nichts Übersinnliches gibt, und soll nun Frank davon überzeugen, dass die Erscheinung nur eine Täuschung war. Doch der vermeintliche Geist scheint gar nicht der wirkliche Grund für Franks Nervenzusammenbruch zu sein. Holdsworth kommt einem Geheimbund auf die Spur. Der Holy Ghost Club, geleitet von Sylvia Whichcotes Mann, bietet den englischen Aristokraten halbseidene Vergnügungen. Und neue Mitglieder werden einem ganz besonderen Initiationsritual unterworfen. Doch in der Nacht, als auch Sylvia Whichcote tot aufgefunden wird, kommt es noch vor der Zeremonie zu einem tragischen Unfall. Was ist in dieser verhängnisvollen Nacht wirklich geschehen?

Autor

Andrew Taylor wurde 1951 in Stevenage, England, geboren. Er ist der Autor zahlreicher preisgekrönter Kriminalromane in der Tradition von Ruth Rendell und Elizabeth George. Die Krimis aus seiner Lydmouth-Serie mit Detective Inspector Richard Thornhill und der Journalistin Jill Francis gelten als Meilensteine des Genres. Parallel dazu verfasste Andrew Taylor die Roth-Trilogie, die ebenfalls im Goldmann Verlag erschienen ist. Andrew Taylor wurde bereits mit dem »Edgar Award«, dem »John Creasy Memorial Award« der Crime Writers' Association (CWA) und zweimal mit dem »Historical Dagger« ausgezeichnet sowie für den »Gold Dagger« nominiert. Im April 2009 erhielt Andrew Taylor den »Diamond Dagger« für sein Lebenswerk. Er lebt mit seiner Familie im Forest of Dean.

Außerdem von Andrew Taylor bei Goldmann lieferbar:

Das tote Herz (47675)

Andrew Taylor

Das
Geisterspiel

Roman

Aus dem Englischen
von Caroline Einhäupl

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2010
unter dem Titel »The Anatomy of Ghosts«
bei Michael Joseph, Penguin Group UK, London.

Zitat von William Cowper mit freundlicher Genehmigung aus: William Cowper, *Die Aufgabe/The Task*. Dtsch.-Engl. Übertr., Hrsg., Nachw. u. Anmerk. v. Wolfgang Schlüter © Galrev Druck und Verlagsgesellschaft Berlin 1998.

Zitat aus Samuel Johnsons *Rasselas* mit freundlicher Genehmigung aus: Samuel Johnson, *Die Geschichte des Rasselas, Prinzen von Abessinien*. Eine morgenländische Erzählung. Aus dem Englischen übersetzt u. mit einer Nachbemerkung von Joachim Uhlmann © Insel Verlag Frankfurt am Main 1964.

Zitat von Dr. Johnson mit freundlicher Genehmigung aus: James Boswell, *Dr. Samuel Johnson*, aus dem Engl. v. Fritz Güttinger, Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1981 Diogenes Verlag AG Zürich.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das fsc®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung September 2012

Copyright © der Originalausgabe 2010 by Lydmouth Ltd.

Copyright © dieser Ausgabe 2012 by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur München

Umschlagmotiv: © Bridgeman Art Library / Country Life

Redaktion: Eva Wagner

AG · Herstellung: Str.

Satz: DTP Service Apel, Hannover

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-47494-3

www.goldmann-verlag.de

Im Gedenken an Don

Wie wunderbar, dass fünftausend Jahre nach Entstehung der Welt immer noch unklar ist, ob jemals der Geist eines Menschen nach dessen Tod erschienen ist. Die Argumente sprechen dagegen; doch der Glaube spricht dafür.

Dr. Johnson, 31. März 1778
(Boswell's *Dr. Samuel Johnson*)

1

Spät am Abend des 16. Februar 1786, einem Donnerstag, näherte sich das Abendmahl dem Ende. Der neue Apostel hatte den Eid abgelegt, im Mitgliederbuch unterzeichnet und unter lautem Jubel, Gejohle und Pfiffen den Inhalt des heiligen Glases geschluckt, das der verstorbene Morton Frostwick gestiftet hatte. Jetzt war es Zeit für die Trinksprüche, die dem Höhepunkt der Zeremonie vorausgingen.

»Bis zum letzten Tropfen«, kommandierte Jesus vom Kopfe des Tisches aus. »Bitte erhebt euch. Ich trinke auf seine Majestät, den König.«

Die Apostel rappelten sich auf, manche mit Schwierigkeiten. Vier Stühle fielen um, und jemand warf eine Flasche vom Tisch.

Jesus erhob das Glas. »Es lebe der König, Gott segne ihn.«

»Es lebe der König, Gott segne ihn«, erwiderte ein Chor von Stimmen bellend, denn die Apostel rühmten sich für ihren Patriotismus und ihre Verbundenheit mit dem Thron. Alle leerten ihr Glas in einem Zug.

»Gott segne ihn!«, wiederholte Matthäus am anderen Ende des Tisches, und sein leidenschaftlicher Ausruf endete in einem Schluckauf.

Jesus und die Apostel setzten sich, und das Stimmengewirr schwoll von Neuem an. Der hohe, lange Saal wurde von Kerzen hell erleuchtet. Eine träge Rauchwolke schwebte über dem Tisch. Im Kamin unter dem marmornen Sims loderte ein kräftiges Feuer. Die Vorhänge waren zugezogen. Die Spie-

gel zwischen den Fenstern reflektierten die Flammen und fingen das Glitzern von Silber und Kristall und das Blitzen der Knöpfe an den Umhängen der Männer ein. Alle Apostel trugen das gleiche Gewand – einen leuchtend grünen, mit erlesener Seide gefütterten Umhang, vorne und an den Manschetten mit auffallenden Goldknöpfen verziert.

»Wie lange muss ich warten?«, sagte der junge Mann zur Rechten Jesu.

»Geduld, Frank. Alles zu seiner Zeit.« Jesus erhob die Stimme. »Füllen Sie Ihre Gläser auf, meine Herren.«

Er schenkte Wein in sein Glas und das seines Nachbarn. Er sah zu, wie die anderen Männer ihm gehorchten wie Schafe.

»Noch ein Trinkspruch«, murmelte er Frank ins Ohr. »Dann kommt die Zeremonie. Und dann das Opfer.«

»Darf ich fragen«, sagte Frank, den Ellbogen auf den Tisch gestützt, zu Jesus gewandt. »Weiß Mrs. Whichcote, dass ich heute Nacht geweiht werde?«

»Warum fragen Sie?«

Franks Gesicht hatte eine dunkelrote Farbe angenommen. »Ich – ich habe nur gedacht, da ich die Nacht hier verbringe, sollte sie es vielleicht wissen.«

»Sie weiß es nicht«, sagte Jesus. »Sie weiß gar nichts. Und Sie dürfen ihr nichts sagen. Das hier ist Männersache.«

»Ja, natürlich. Ich hätte nicht fragen dürfen.« Franks Ellbogen rutschte ab, und er wäre vom Stuhl gefallen, hätte Jesus ihn nicht aufgefangen. »Ich bitte tausendmal um Entschuldigung. Aber Sie sind ein Glückspilz, sie ist so wunderschön – oh verdammt, bitte verstehen Sie mich nicht falsch, Philip, das hätte ich nicht sagen sollen.«

»Ich habe nicht zugehört.« Jesus ignorierte Franks Bestreben, sich weiter zu entschuldigen, und erhob sich. »Meine Herren, es ist Zeit für den nächsten Trinkspruch. Erheben Sie sich. Verflucht sei die große Hure Babylon, und seine

Verderbtheit in Rom, Pius VI. Mögen er und seine Papistenfreunde für alle Ewigkeit in der Hölle schmoren.«

Die Apostel leerten ihre Gläser und klatschten frenetisch. Der Trinkspruch war Tradition und datierte zurück in die ersten Tage des Holy Ghost Club. Jesus hatte persönlich nichts gegen Papisten. Tatsächlich war seine eigene Mutter römisch-katholisch erzogen worden, war aber bei ihrer Heirat zur Religion ihres Mannes übergetreten, wie es sich für eine gute Ehefrau gehörte.

Er wartete, bis der Applaus und das Gejohle verstummten. »Setzen Sie sich, meine Herren.«

Stühle kratzen über gebohnerte Dielen. Apostel Jakob setzte sich, erwischte aber nur die Stuhlkante und landete auf dem Boden. Apostel Johannes hastete hinter den Wandschirm am anderen Ende des Saals und übergab sich geräuschvoll. Apostel Thomas wandte sich ab, knöpfte seine Hose auf und urinierte in einen der Nachtstühle, der praktischerweise in der Nähe stand.

Von der Tür hinter Jesus' Stuhl war ein schwaches Klopfen zu hören. Nur Jesus nahm es wahr. Er stand auf und öffnete die Tür einen Spalt. Der Laufbursche stand davor, eine Kerze in der Hand, mit schreckgeweiteten Augen.

»Was gibt es?«, fragte Jesus.

»Wenn es dem gnädigen Herrn genehm ist, die Dame unten wäre dankbar, wenn Sie auf ein Wort hinunterkommen würden.«

Jesus schlug dem Jungen die Tür vor der Nase zu. Lächelnd schlenderte er an den Tisch zurück und legte den Arm auf die Lehne von Apostel Petrus' Stuhl zu seiner Linken. Er beugte sich hinab und flüsterte in Apostel Petrus' Ohr. »Ich bin gleich wieder da – ich muss mich vergewissern, dass alles bereit ist. Lassen Sie sie auf ihre Geliebten trinken, wenn sie ungeduldig werden.«

»Ist es so weit?«, fragte Frank. »Ist es Zeit?«

»Fast«, erwiderte Jesus. »Sie werden sehen, das Warten lohnt sich.«

Er richtete sich auf. Apostel Andreas stellte Frank eine Frage über die Eignung von Spaniels als Jagdhunde, eine effektive, wenn auch kurzfristige Ablenkung. Jesus verließ den Raum und schloss die Mahagonitür hinter sich. Hier war es gleich viel kühler. Er befand sich auf einem kleinen, von zwei Kerzen erhellten Treppenabsatz, die neben einem vorhanglosen kleinen Fenster in einer Wandhalterung steckten. Einen Augenblick lang legte er die Stirn an das Glas und rieb einen Kreis auf die beschlagene Scheibe. Es war zu dunkel, um viel zu erkennen, aber am Ende des Gartens sah er ein Licht über dem Nebeneingang zum Lambourne House flackern.

Schnell ging er nach unten. Der Pavillon lag im unteren Teil des Gartens. Sein Grundriss war einfach – der große Saal im Obergeschoss erstreckte sich über die ganze Länge; die Treppe am Ende führte in die Eingangshalle im Erdgeschoss, in der es zwei Türen gab. Eine zum Garten, die andere zu einem schmalen Gang, der an der Längsseite des Gebäudes verlief und Zugang zu einer überdachten Terrasse am Fluss und zu mehreren kleinen Zimmern gewährte. Der Laufbursche, der auf den absurden Namen Augustus hörte, saß auf einer Bank in der Eingangshalle. Er sprang auf und verbeugte sich. Auf ein Nicken von Jesus öffnete er die Tür zum Gang. Jesus ging wortlos an ihm vorbei und schlug ihm abermals die Tür vor der Nase zu.

Kerzen flackerten paarweise an den Wänden und warfen Lichtkegel in die Dunkelheit. Jesus klopfte an die zweite Tür, die daraufhin geöffnet wurde.

Mrs. Phear zog ihn herein. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und murmelte etwas in sein Ohr. »Der kleine Schwächling da hat uns im Stich gelassen.«

Sie befanden sich in einer kleinen Kammer, die weiß wie

eine Mönchszelle gestrichen war. Doch es war behaglich warm, denn auf dem Rost glühte ein Kohlenfeuer, die Vorhänge waren zugezogen und die Fensterläden geschlossen. Der Raum war einfach möbliert, mit einem kleinen Bett hinter weißen Tüchern, einem Tisch und zwei Stühlen. Auf dem Tisch standen ein Krug mit Wein, eine Flasche Kräuterlikör, zwei Gläser und eine Schale mit Nüssen. Eine Kerze auf dem Kaminsims war, abgesehen vom Feuer, die einzige Lichtquelle.

»Im Stich gelassen?«, sagte Jesus.

»Sehen Sie selbst.« Mrs. Phear trug ein Nonnenhabit mit einem schwarzen Schleier, der ihr Gesicht verbarg. »Nehmen Sie die Kerze.«

Jesus griff nach der Kerze und ging zum Bett. Die Vorhänge waren zurückgebunden. Auf dem Bett lag ein Mädchen auf dem Rücken, die hellen Haare offen auf dem Kissen. Ihre Hand- und Fußgelenke waren mit weißen Seilen an die vier Bettpfosten gebunden. Sie trug ein weißes, ausgeschnittenes Nachthemd. *Sie muss wunderschön gewesen sein*, dachte er. Die Sorte Mädchen, bei dem man das Gefühl hatte, es in abertausend Teile zu zerbrechen, wenn man es zu fest drückte.

Er beugte sich tiefer hinunter. Sie war jung – vielleicht dreizehn oder vierzehn. Ihre Haut war von Natur aus blass, doch ihre Wangen waren gerötet, fast schon dunkelrot. Augen und Mund standen weit offen. Er hielt die Kerze näher heran. Auf ihren Lippen sah er Schaum und eine Spur von Erbrochenem in ihrem Mundwinkel. Ihre Augen quollen hervor.

»Gott verdammt.«

»Es ist ein Jammer«, sagte Mrs. Phear. »Und ich glaube, sie war tatsächlich eine echte Jungfrau.«

»Das kleine Biest. Hatten wir jemals so ein Pech? Was ist geschehen?«

Die Frau zuckte mit den Schultern. »Ich habe sie für ihn vorbereitet. Ich bin zum Haus gegangen, um mehr Kerzen zu

holen, und ehe ich ging, hat sie mich gebeten, ihr ein oder zwei Nüsse in den Mund zu stecken. Und als ich zurückkam, lag sie so da. Sie ist noch warm.«

Jesus richtete sich auf, doch sein Blick verweilte auf dem Gesicht des Mädchens. »Es sieht aus, als hätte sie jemand erstickt.« Schnell warf er einen Blick durch die Kammer.

»Ich habe die Tür hinter mir abgeschlossen«, sagte Mrs. Phear mit gepresster Stimme. »Sie hat sich an der Nuss verschluckt, das ist alles. Der Laufbursche war die ganze Zeit in der Halle und hat niemanden gesehen. Ist er zuverlässig?«

»Er ist noch ein Kind. Und er hat nichts gehört?«

»Die Mauern sind dick.«

Mit der Kerze in der Hand ging Jesus durch den Raum. Mrs. Phear wartete mit gefalteten Händen und niedergeschlagenen Augen.

Er deutete nach oben auf die Decke, über der der große Saal lag. »Ich kann es mir nicht leisten, Frank Oldershaw zu enttäuschen. Ausgerechnet ihn.«

»Ich nehme an, so würde er das Mädchen nicht nehmen?«

»Wie bitte? Tot?« Er starrte Mrs. Phear an.

»Ich sagte doch, sie ist noch warm.«

»Natürlich nicht.«

»Aber würde er es merken?«

»Lieber Gott, Madam, ja – ich glaube, er würde es merken. So betrunken ist er nicht. Außerdem ist gerade das für sie der Reiz – der Kampf. Glauben Sie mir, das ist es, womit sie sich nachher in ihrem betrunkenen Zustand brüsten. Damit und mit dem Blut auf dem Laken.«

»Sind Sie sicher, dass man es nicht vortäuschen kann?«

Jesus schüttelte den Kopf. »Nicht den Kampf. Und nicht mit diesem Gesicht. Ich sage Ihnen, das ist keine Lösung.«

Mrs. Phear knetete den Saum ihres Umhangs. »Dann werden Sie ihm also sagen, dass er warten muss?«

»Er ist verrückt danach, Madam. Er ist es gewohnt, zu bekommen, was er will. Und wir können seine Hitze nicht mit irgendeinem Flittchen aus Barnwell kühlen, selbst wenn wir jetzt eines bekommen könnten. Wann können Sie mir wieder ein Mädchen wie dieses beschaffen?«

»Vielleicht in einem Monat. Aber auch das ist nicht leicht. Nach dem, was hier geschehen ist, nicht so schnell.«

Jesus sagte: »Er ist mehr wert als alle anderen zusammen. Aber ich kann ihm nicht sagen, dass sie tot ist. Ich werde behaupten, dass sie es mit der Angst zu tun bekommen und sich in der Nacht davongestohlen hat.«

»Da ist noch etwas«, sagte Mrs. Phear. »Was tun wir – damit?«

Jesus wandte sich um und betrachtete den weißen Körper auf dem weißen Laken. Auf einmal ging alles sehr schnell. Die Ereignisse überschlugen sich. Er hörte Stimmen und Schritte vor der Tür. Der Türknauf bewegte sich. Er versuchte, zur Tür zu gelangen, um sie zuzuhalten, aber das Bett und das tote Mädchen versperrten den Weg. Mrs. Phear wirbelte bei dem Geräusch mit überraschender Geschwindigkeit herum, doch ihr Rock blieb an der Tischkante hängen, und die Tür öffnete sich, ehe sie sich befreien konnte.

Frank Oldershaw stand schwankend auf der Schwelle. Sein Gesicht war gerötet und seine Weste aufgeknöpft. »Ah, da sind Sie ja, Philip«, sagte er. »Ich bin so geil, ich kann keinen Augenblick länger warten.« Er erblickte Mrs. Phear, und ihre unerwartete Anwesenheit verunsicherte ihn. Doch er war zu betrunken, um aufzuhören, und seine letzten Worte erstarben zu einem Flüstern: »Und wo haben Sie meine süße, kleine Jungfrau versteckt?«

Am 17. Februar, einem Freitagmorgen, wurde in Jerusalem eine Leiche gefunden. Die Sonne war noch nicht ganz aufgegan-

gen. Die Gärten des Colleges lagen in einem grauen Dämmerlicht, in dem man zwar die Umrisse der Dinge erkennen konnte, nicht jedoch ihre Details. Es war sehr still.

Der Mann, der die Leiche entdeckte, hieß John Floyd. Doch alle – manchmal sogar seine Frau – nannten ihn Fäkalienfred. Er war so braun wie sein Spitzname und Sammler von allerlei Tand, weggeworfenen Erinnerungen und abgestoßenen Geheimnissen.

Jerusalem erstreckte sich über acht bis neun Morgen Land. Das College war an drei Seiten von einer hohen Ziegelmauer umgeben, deren Fundament aus Naturstein und Geröll noch aus dem Mittelalter stammte, an der vierten lagen die Gebäude des Rektors. Die Mauern wurden von Eisenspitzen gekrönt. Hinter der Kapelle erstreckte sich der Lange Weiher, mit einer Biegung nach Südosten. Er wurde von einem Bach gespeist, den die Mönche vor langer Zeit, lange bevor Jerusalem existierte, unter den Mauern hindurchgeleitet hatten. Auf der anderen Seite des Weihers lagen die Gärten des Rektors und die der Fellows, die am College lehrten. Die Stadt lag ein gutes Stück auf der anderen Seite der College-Anlage.

Nur das Klacken von Freds Überschuhen, Pantinen aus Holz, und das Rumpeln der Eisenräder seiner Karre auf den Steinplatten waren zu hören. Er betreute vier Colleges: Sidney Sussex, Christ's, Jerusalem und Emmanuel. Er zog die Arbeit im Winter vor, weil er nach Menge und nicht nach Stunden bezahlt wurde, und der Gestank zwang ihn, im Sommer öfter zu kommen. Er arbeitete für einen ehemaligen Getreidehändler, den die Studenten den »Händler der Scheiße« nannten. Sein Arbeitgeber bezog ein bescheidenes Einkommen aus dem Verkauf von hochgelehrten Exkrementen als Dung an Bauern und Gärtner.

An diesem Morgen war es so kalt, dass Fred kaum seine Hände spürte. Er hatte gerade den Abort des Rektors ge-

leert – immer eine unangenehme Pflicht, die heute allerdings unerwartet ertragreich war – und zog seinen Karren über den Steinweg hinter dem Rektorat. Der Weg führte zu einem Tor, das der Hauptpförtner, Mr. Mepal, gerade für ihn aufgeschlossen hatte, und weiter über eine aufwendig konstruierte Holzbrücke über den Langen Weiher. Das Rumpeln der Eisenräder klang wie gedämpfter Donner auf den Holzplanken. Er wandte sich nach links in Richtung des kleinen Plumpsklosetts, das die Mägde benutzten und das sittsam in einer entfernten Ecke des Gartens lag.

Der Weg verlief nah am Wasser im Schatten eines großen Baumes. Unter den Ästen war es noch dunkler, und Fred rutschte auf einem Stück Eis aus. Er stürzte der Länge nach auf die Steine. Der Karren kippte auf den gefrorenen Rasen und entleerte mindestens die Hälfte seiner stinkenden Ladung auf das Ufer. Die Schaufel, die obenauf gelegen hatte, schlitterte ins Wasser.

Vor Kälte keuchend richtete Fred den Wagen auf. Er musste versuchen, so viel wie möglich von dem Dreck zu beseitigen, und wider besseren Wissens hoffen, dass Regen den Rest wegspülte, ehe es jemand bemerkte. Aber die Schaufel lag irgendwo im Weiher, und ohne sie konnte er nichts tun. Am Ufer war das Wasser doch bestimmt nicht so tief. Er zog seinen braunen Mantel aus und rollte die Hemdsärmel über die dünnen, spitzen Ellbogen. Er wollte gerade die Hand ins Wasser tauchen, als er, nicht weit vom Ufer entfernt, einen langen, dunklen Gegenstand zwischen den dünnen Eisschollen im Wasser treiben sah.

Zuerst dachte er, eine Decke oder ein Hemd seien in den Weiher gefallen, denn während der letzten Tage hatte kräftiger Ostwind geblasen, oft mit stürmischen Böen. Gleich darauf kam ihm ein interessanterer Gedanke – vielleicht war das treibende Ding ein Mantel oder ein Umhang, den ein Feiernder

während irgendeines Trinkgelages am vergangenen Abend weggeworfen hatte. Er hatte schon öfter Hüte und Umhänge aus Jauchegruben gefischt und an ihre Besitzer zurückgegeben oder an einen Händler für gebrauchte Kleider verkauft.

Fäkalienfred steckte seinen rechten Arm in das eiskalte Wasser. Er jaulte auf, als die Kälte ihn traf. Zu seiner Erleichterung umfassten seine Finger den Schaft der Schaufel. Die ganze Zeit über dachte er an Mepals rachsüchtigen Zorn, wenn er herausfand, was geschehen war; ein Risiko, das mit jeder Minute Verzögerung größer wurde.

Der Himmel wurde langsam heller. Aber der gottverdammte Baum nahm so viel Licht. Fred richtete sich auf und starrte auf das Ding im Wasser. Wenn es ein Mantel oder ein Umhang war, versprach es beträchtlichen Profit.

Er nahm die Schaufel in die andere Hand und beugte sich tief zum Wasser hinunter. Dann streckte er den Arm nach dem Ding aus, das direkt unter der schwankenden Oberfläche lag. Wasser schwappte in eine seiner Holzpantinen und sickerte in den zerschlissenen Schuh darunter. Er versuchte, den Schatten mit der Schaufel zu angeln, doch er tanzte davon. Fred lehnte sich ein wenig weiter hinaus. Die Pantine rutschte im Schlamm weg.

Mit einem Aufschrei fiel Fäkalienfred nach vorn. Die Kälte traf ihn wie eine Eisenstange. Er öffnete den Mund zum Schrei und schluckte Wasser. Seine Füße suchten schlingernd den Grund. Wasserpflanzen wickelten sich um seine Knöchel. Er bekam keine Luft mehr. Er breitete die Arme aus, versuchte verzweifelt, sich über Wasser zu halten, Halt zu finden. Als er wieder nach unten sank, schlossen sich die Finger seiner rechten Hand um ein Bündel verrotteter Zweige, von denen keiner nachgab. Gleichzeitig sanken seine Füße in den Schlamm, und der Schlamm schien ihn zu umarmen und immer tiefer hinunterzuziehen.

Fäkalienfred wusste nicht, dass er schrie. Zu diesem Zeitpunkt konnte er schon nicht mehr denken, ja fast nichts mehr spüren. Doch lange bevor er merkte, was er in den Händen hielt, wusste er, dass in dem, was auch immer sich da um seine Finger wand, kein Leben mehr war. Er wusste, was er berührte, war tot.

2

Eine andere Stadt, ein anderes Gewässer.

Am meisten erinnerte sich John Holdsworth an das Licht im Haus an der Themse. Blass und schimmernd erfüllte es tagsüber die Räume, die zum Fluss hin lagen. Es war ein fünftes Element irgendwo zwischen Luft, Wasser und fahlem Feuer.

Georgie hatte es immer Geisterwasser genannt, nicht Licht, und manchmal glaubte er, an den Wänden flackernde Erscheinungen zu sehen. Einmal hatte er den Haushalt mit seinen Schreien in helle Aufregung versetzt, hatte weinend erzählt, dass ein ertrunkener Kahnführer von den nahe gelegenen Goat Stairs gekommen sei, um ihn auf den Grund des Wassers zu ziehen. Später dachte Holdsworth, dass der Ertrunkene ein Omen war, eine Art Vorspiel für das, was kommen sollte, denn das Thema Ertrinken zog sich wie ein wässriger Faden durch die ganze traurige Angelegenheit.

Im November 1785 rutschte Georgie auf einer Eisplatte aus, als er bei den Goat Stairs spielte. Bei dem Versuch, sich aufzurichten, stolperte er über ein Tau, das an einem Poller befestigt war. Maria, seine Mutter, sah, wie es geschah, sah, wie der Junge von der Kaimauer taumelte. Eben war er noch da gewesen, ein lebhaft kreischender kleiner Junge. Dann war er verschwunden.

Das Wasser stand hoch, und als er hineinfiel, schlug er sich

den Kopf an einem Kohlenkahn an. Vielleicht hatte ihn dieser Schlag schon getötet. Doch das Wetter war rau an diesem Tag. Der schwer beladene Kahn wurde schaukelnd und ächzend gegen die Kaimauer geworfen, und es dauerte mindestens zehn Minuten, ehe sie Georgie aus dem Wasser gezogen hatten. So ließ sich nicht genau feststellen, woran er letztlich gestorben war. Sein Körper war zwischen Kahn und Mauer eingezwängt, und er hatte schreckliche Verletzungen erlitten. Aber es bestand auch die Möglichkeit, dass er vorher ertrunken war. Niemand konnte das mit Sicherheit ausschließen.

Holdsworth zog den Gedanken vor, dass sein Sohn sofort tot gewesen war. Dass der Sturz ihn getötet hatte, vielleicht einer der Schläge auf den Kopf. Er wusste nichts von dem Geschehen, bis sie in den Laden in der Leadenhall Street kamen, um ihn zu holen. Er spürte eine von Schuldgefühlen getrübe und unerträgliche Dankbarkeit, dass ihm wenigstens erspart geblieben war, zu sehen, wie sein Sohn ins Wasser fiel.

Danach stimmte nichts mehr. Wie hätte es auch? Maria war in ihrer Trauer unerreichbar. Sie weigerte sich, einen Grabstein aufzustellen, sagte, es sei nicht richtig, denn Georgie konnte doch nicht ganz tot sein. Sie verbrachte die meiste Zeit betend im Haus oder neben dem kleinen Hügel auf dem Friedhof. Sie gab all ihr Geld einer Frau, die behauptete, Geister sehen zu können. Die Frau sagte, sie sehe Georgie, habe mit ihm gesprochen, er sei glücklich und ließ seiner Mama ausrichten, dass er sie liebe. Sie sagte, Georgie spiele jetzt mit Lämmern und anderen Kindern auf einer großen, sonnigen Wiese, und die Luft sei erfüllt vom Klang der himmlischen Chöre.

Nach und nach verkaufte Maria ihren Schmuck, fast all ihre Kleider und die besten Möbelstücke. Sie fütterte die Frau mit Geld. Im Gegenzug erzählte die Frau ihr wieder und wieder, dass Georgie die ganze Zeit an seine Mama dachte, ihr Umarmungen und Koseworte schickte und dass sie bald wieder

zusammen sein würden und Gott nicht zulassen würde, dass sie jemals wieder getrennt würden.

Manchmal wusste Holdsworth nicht, ob er um Georgie trauerte oder wütend auf Maria war. Beide Gefühle waren miteinander verwoben. Es wäre sein gutes Recht gewesen, seiner Frau zu verbieten, die Geisterseherin zu treffen, und sie zu schlagen, wenn sie ihm nicht gehorchte. Doch er hatte nicht das Herz dazu. Er fühlte sich schon schuldig genug, weil er seinen Sohn nicht geschützt hatte. Maria erklärte ihm, dass Georgie seinem Papa Liebe schickte und sagte, sie würden bald alle zusammen mit den Engeln in Gottes Himmel sein. Holdsworth beschimpfte sie, und sie richtete ihm nie wieder etwas von Georgie aus.

Holdsworth verarbeitete seinen Zorn in einem kleinen Buch, in dem er alte und neue Geistergeschichten untersuchte, die Schriftsteller der Klassik und der Moderne verfasst hatten. Es war besser, als Maria zu schlagen. Er begann mit der Geschichte von Georgies Geist, natürlich anonymisiert, und beschrieb, wie Georgies Mutter daran glaubte, weil sie es brauchte, und wie eine verderbte Frau Marias Leichtgläubigkeit und Trauer ausnutzte. Sein Bestreben war es, darzulegen, dass Geschichten über Tote, die die Lebenden besuchten, nicht unbesehen geglaubt werden konnten. Manche waren, schrieb er, nichts anderes als kindischer Aberglaube, dem nur Kinder oder ungebildete Frauen anhängen. Bei anderen handelte es sich um Missverständnisse oder Täuschungen, in gutem Glauben weitergegeben, heute allerdings, wo die Naturwissenschaften mehr und mehr über Gottes Universum herausfanden, zunehmend erklärbar. Er räumte ein, dass manche Geistergeschichten einen nützlichen moralischen oder religiösen Effekt auf Kinder, Wilde oder die große Masse ungebildeter einfacher Menschen hatten; und diesbezüglich hatten sie einen begrenzten Wert als Parabeln. Aber als Beweis für

göttliches oder gar dämonisches Eingreifen konnten sie nicht aufgefasst werden. Nie war ihm eine Geistergeschichte untergekommen, schloss er, die als Beweis für ein wissenschaftliches Phänomen gelten und von gebildeten Männern ernsthaft als solcher in Erwägung gezogen werden konnte.

Er nannte das Buch *Die Anatomie von Geistern* und ließ es in der kleinen Druckerei, die er in der Maid Lane in Surrey auf der anderen Seite des Flusses besaß, drucken. Er anoncierte es in den Zeitungen und verkaufte es im Laden in der Leadenhall Street. Es verursachte einen kleinen Wirbel. Ein anonym Kritiker warf ihm im *Gentleman's Magazine* vor, nichts anderes als ein Atheist zu sein. Zwei Minister aus gegensätzlichen Lagern prangerten das Werk als blasphemisch an. Der Pfarrer von St. Ethelburga in Bishopsgate hielt eine flammende Predigt, die in Auszügen im *Daily Universal Register* abgedruckt und daraufhin in tausenden privaten Salons im ganzen Land diskutiert wurde. Das Ergebnis waren respektable Verkaufszahlen, was nur gut war, denn nach Georgies Tod hatte Holdsworth sonst kaum noch Einkünfte.

Sein Geschäft bot alte und neue Bücher an, Streitschriften, Schreibutensilien und eine Auswahl an Arzneien. Unglücklicherweise hatte Holdsworth zwei Monate vor Georgies Tod zwei große Darlehen aufgenommen; eines, um das Geschäft auszubauen, das andere, um die Bibliothek eines privaten Sammlers aufzukaufen, dessen Erben nichts damit anfangen konnten. Nach Georgies Tod war Holdsworth selten im Laden. Ein nachlässiger Gehilfe verstaute die neu erworbene Sammlung im Keller, wo ein feuchter Winter zwei Drittel ruinierte. In der Zwischenzeit erkrankte der Betreiber der Druckerei und kündigte; Holdsworth überließ dessen Vertreter die Geschäfte, doch es zeigte sich, dass der Mann ein Schurke und Trinker war, der nahm, was er kriegen konnte. Eines Nachts erwies sich die Achtlosigkeit des Mannes zerstörerischer als

seine kriminelle Ader: Er ließ eine unbewachte Kerze brennen, als er nach Hause ging, und die ganze Werkstatt brannte mitsamt ihrem Inhalt vollständig ab. Im Feuer verlor Holdsworth auch die Bestände, die er aus der Leadenhall Street hinübergeschafft hatte, und beinahe alle Kopien von *Die Anatomie von Geistern*.

Maria schienen all diese Katastrophen nicht zu berühren. Abgesehen von ihren Besuchen in der Kapelle, blieb sie in dem Haus an der Bankside nahe den Goat Stairs. Wenn sie wach war, verbrachte sie die meiste Zeit auf Knien oder mit der Frau, die mit Geistern sprechen konnte und die ihr die tröstlichen Nachrichten von Georgie brachte.

Im März gelang es Holdsworth schließlich, ihre Isolation zu durchdringen, allerdings anders, als er es sich gewünscht hätte. Ihr Mietvertrag würde am Mittsommertag auslaufen, und er war gezwungen, ihr zu sagen, dass sie nicht in der Lage waren, ihn zu verlängern, nicht einmal für ein Quartal. Er sei nicht bankrott, erklärte er ihr, aber gefährlich nahe davor. Sie würden aus dem Haus bei den Goat Stairs ausziehen müssen.

»Ich kann hier nicht ausziehen«, sagte Maria.

»Es tut mir leid, aber wir haben keine Wahl.«

»Aber, Sir, ich kann Georgie nicht verlassen.«

»Meine Liebe, er ist nicht mehr in diesem Haus.«

Sie schüttelte heftig den Kopf. »Doch, das ist er. Seine irdische Hülle bleibt, wo sie geboren ist, wo er gelebt hat. Seine Seele sieht vom Himmel auf uns herab. Wenn wir nicht hier sind, kann er uns nicht finden.«

»Bitte regen Sie sich nicht auf. Wir werden ihn mit uns nehmen, in unseren Herzen.«

»Nein, Mr. Holdsworth.« Sie faltete die Hände im Schoß. Sie war eine kleine, ruhige Frau, sehr korrekt und beherrscht. »Ich muss bei meinem Sohn bleiben.«

Holdsworth nahm ihre Hände in seine. Sie waren kalt und

gefühllos. Sie sah ihn nicht an. Es war ihm gleichgültig, dass die Druckerei verloren war und dass das, was von dem Geschäft in der Leadenhall Street noch übrig war, in einer Woche unter den Hammer des Auktionators kommen würde und dass der Erlös womöglich nicht einmal reichen würde um ihre Schulden zu bezahlen. Aber es war ihm nicht gleichgültig, dass seine Frau eine geliebte Fremde für ihn geworden war.

»Maria, wir haben immer noch einige Wochen Zeit, um uns an den Gedanken zu gewöhnen. Wir werden darüber sprechen und entscheiden, wann und wie wir gelegentlich hierherkommen können, wenn das Ihr Wunsch ist. Wir können jederzeit am Haus vorbeigehen, wenn auch nicht hinein. Nach und nach werden wir uns an den Gedanken gewöhnen.«

»Georgie sagt, er schickt seinem Vater seine ganze Liebe«, sagte Maria lispelnd wie ein Kind. »Er sagt, Mama und Papa dürfen sein geliebtes Heim nicht verlassen.«

Ein Rauschen erfüllte Holdsworths Ohren. Er schlug seine Frau, und der Schlag schickte sie in eine Ecke des Salons, wo sie sich zusammenkauerte. Er zertrümmerte einen Stuhl und stieß die Faust durch das Fenster zum Fluss.

Er hatte Maria nie zuvor geschlagen und schlug sie nie wieder. Danach stand er im Salon, Blut rann ihm über die Hand, da, wo ihre Zähne die Haut über den Knöcheln aufgerissen hatten. Zum ersten Mal, seit er ein Kind war, weinte er. Maria starrte vom Fußboden zu ihm herauf, Schmerz und Erstaunen in ihren Augen. Sie berührte ihre Schläfe und betrachtete das Blut an ihrer Hand. Auch auf ihren Lippen war Blut. Bluts tropfen befleckten die blanken Dielen. Wer hätte gedacht, dass ein einziger Schlag so viel Schaden anrichten konnte?

Er hob seine Frau auf, umarmte sie und sagte, natürlich würden sie alle drei bald im Himmel vereint sein. Aber es war zu spät.

An diesem Abend gingen sie früh zu Bett. Zu seiner Er-

leichterung schlief Holdsworth tief. Schlaf war die einzige Zuflucht, die ihm blieb, und wenn er ihn fand, gab er sich ihm gierig hin. Am Morgen erwachte er davon, dass jemand an die Haustür hämmerte. Maria lag nicht mehr an seiner Seite in dem Bett, in dem Georgie gezeugt und geboren worden war. Sie war bei den Goat Stairs ins Wasser gegangen.

Seltsam, wie schnell ein Leben in sich zusammenfällt, wenn ihm die Grundfesten entzogen werden. In dem Augenblick, als er so abrupt erwachte, schien es Holdsworth, als hätte er alle Substanz verloren. Er bewegte sich immer noch in einer soliden dreidimensionalen Welt, in der die Zeit verging und in der sich Menschen aus Fleisch und Blut bewegten; doch er war nicht mehr aus dem gleichen Material gemacht wie sie. Es war, als hätte sein Körper einen chemischen Prozess durchlaufen, der seine Zusammensetzung verändert hatte. Er war so formlos wie der Nebel über dem Fluss.

Anders als Georgies Leiche war Marias Körper unversehrt, bis auf eine geplatzte Lippe und eine Verletzung – kaum mehr als ein Kratzer – an der linken Schläfe. Die Wunde hatte die Farbe einer Pflaume und die Größe einer Pennymünze. Maria war vollständig bekleidet.

Bei der Leichenschau bestätigten Holdsworth und zwei Nachbarn, dass Maria häufig in den frühen Morgenstunden spazieren ging und die Angewohnheit hatte, am Ufer entlangzuwandern, oft in der Nähe der Goat Stairs, wo ihr Sohn im vergangenen November durch einen tragischen Unfall ums Leben gekommen war. Der Tatsache, dass es sehr neblig war, wurde sehr viel Bedeutung beigemessen. Zwei Schiffer, die um diese Zeit schon auf den Beinen gewesen waren, sagten aus, dass man kaum die Hand vor Augen hatte sehen können, geschweige denn den Turm von St. Paul auf der anderen Seite. Dann war da noch der Zustand der Treppe, ausgetreten, mit

einem grünen, schleimigen Belag überzogen und sehr rutschig. Der Leichenbeschauer, ein freundlicher Mann, zögerte keinen Augenblick, den Tod durch einen Unglücksfall zu bestätigen, da es keine Beweise für das Gegenteil gab.

Einige Tage später sah Holdsworth zu, wie seine Frau in die Erde des Friedhofs gesenkt wurde. Sie legten sie in dasselbe Grab wie ihren Sohn. Holdsworth schlug die Augen nieder, damit sein Blick nicht auf Georgies kleinen Sarg fiel.

Bei der Beerdigung war Ned Farmer an Holdsworths Seite, und Mrs. Farmer stand bei dem Häufchen Trauergäste, das sich hinter ihnen versammelt hatte. In ihrer Jugend waren Holdsworth und Farmer zusammen in die Lehre gegangen. Farmer war ein kräftiger, linkischer, gutmütiger Junge gewesen, und heute war er ein kräftiger, linkischer, gutmütiger Mann. Die einzig kluge Entscheidung in seinem Leben war die Heirat mit der Tochter eines wohlhabenden Druckers aus Bristol gewesen, obwohl nicht er, sondern besagte Dame diese Entscheidung getroffen hatte. Jetzt war ihr Vater tot, und sie als einzige Erbin fand, dass es an der Zeit war, nach London zu ziehen und sich dort niederzulassen, denn in der Hauptstadt konnte man mit einer Druckerei und dem Verkauf von Büchern ein Vermögen machen. Sie überredete Ned, Holdsworth ein Angebot für das Geschäft zu machen, das er aufgebaut hatte – für das, was davon übrig war. Es war kein großzügiges Angebot, aber ein sicheres, wohingegen der Plan, alles versteigern zu lassen, ein großes Risiko barg. Außerdem wollte Ned auch den Mietvertrag für das Haus an der Bankside zu übernehmen.

»Betsy mag das Haus, wegen des Flusses und der guten Lage«, erklärte er. »Und sie weigert sich, über dem Laden zu wohnen. Doch ich bitte um Verzeihung, John, das Ganze muss sehr schmerzlich sein.«

»Der Fluss oder das Haus sind nicht das Problem«, sagte Holdsworth.

»Nein, natürlich nicht. Aber sag – weißt du schon, wo du unterkommst?«

»Ich habe noch nicht darüber nachgedacht.«

»Wenn es dir nicht zu viel Kummer macht, solltest du bei uns bleiben, bis du wieder Fuß gefasst hast.«

»Du bist sehr freundlich. Aber vielleicht hat Mrs. Farmer ...?«

»Pah, Betsy wird tun, was ich sie heiße«, sagte Farmer. Optimismus war auch eine Eigenschaft, die Ned sich von klein auf bewahrt hatte. »Betrachte es als abgemacht.«

Bei den Farmers in dem Haus am Fluss zu bleiben, war kein besonders wünschenswertes Arrangement. Aber es kam ihm zupass und nahm ihm den Druck, eine weitere Entscheidung treffen zu müssen.

Holdsworth wusste, dass es nicht lange gehen würde. Früher hatte Maria immer gesagt, dass er einen Schlaf wie ein Toter habe. Doch in der ersten Nacht im Haus an der Bankside als Gast der Farmers schlief er nicht wie die Toten. Stattdessen träumte er von ihnen.

Er träumte, dass er bei Marias Beerdigung Georgies winzigen Sarg auf dem Grund des ausgehobenen Grabes sah. Der Deckel stand offen, und das Holz war gesplittert, als hätte jemand versucht, hinein- oder herauszukommen. Der Geistliche hörte nicht auf zu reden. Ein schwarzer Strom wallte aus dem Sarg auf. Er kam in Wellen, stieg mit dem Klang des Gebets auf und ebte wieder ab, versiegte, nur um gleich darauf umso intensiver herauszuströmen.

Holdsworth erwachte, doch das Wasser hörte nicht auf zu steigen. Es kroch seine Beine herauf wie schwarzer Sirup. Höher und höher kletterte es und durchnässte sein Nachthemd. In seiner Brust schlug ein Hammer. Er bekam keine Luft, und der Schmerz war so heftig, dass er nicht einmal schreien konnte.

Bald würde der schwarze Strom seinen Mund erreichen.
Dann seine Nase. Dann würde er ertrinken.

3

Am Morgen des 23. Mai 1786, einem Dienstag, wachte John Holdsworth auf, bevor es hell wurde. Er lauschte auf das Ächzen der Balken, das Seufzen des Windes im Gebälk und das leise Schnarchen des Dienstboten auf der anderen Seite der Wand. Er beobachtete, wie die ersten Lichtstrahlen durch die Ritzen der Fensterläden drangen und es langsam heller wurde. Kurz nach Sonnenaufgang kleidete er sich an, ging auf Strümpfen hinunter und schlüpfte aus dem Haus, noch ehe die Magd aufgestanden war. Er hatte gehört, wie sich die Farmers am vergangenen Abend seinetwegen gestritten hatten. Er wusste, dass Mrs. Farmer den stärkeren Willen hatte, und es war nur eine Frage der Zeit, bis sie sich mit ihren Argumenten durchsetzen würde.

Es war ein schöner Morgen: Der hohe Turm von St. Paul leuchtete weiß am anderen Ufer, seine Konturen hoben sich scharf gegen den blauen Himmel ab, und dahintreibende Wolken säumten wie eine Flotte von Segelbooten den Horizont im Osten. Auf dem Fluss tummelten sich bereits jede Menge Jollen und Lastkähne. Das Wasser stand niedrig, und an beiden Ufern waren Lumpensammler unterwegs. Die Möwen kreisten kreischend und schnappend über ihnen. Es war ein ungewöhnlich klarer Tag, und der Rauch aus unzähligen Schornsteinen sah aus wie mit Tinte gezeichnet.

Er wanderte an der Themse entlang zur London Bridge. Um diese Zeit schienen nur arme Leute auf den Beinen zu sein. *Armut*, sagte er zu sich selbst, während er den Fluss überquerte, *bringt die Torheiten und Schwächen der menschlichen Na-*

tur zutage. Solange er im Wohlstand gelebt hatte, waren ihm die Armen eigentlich nie aufgefallen, außer als Ärgernisse wie Läuse etwa oder bestenfalls als Zuschauer im großen Drama des Lebens, in dem die Reichen die Hauptrollen besetzten. Er hatte die Worte laut vor sich hin gesprochen, und ein vorbeieilender Mann schlug einen weiten Bogen um ihn. Die einzig wertvolle Erkenntnis aus alledem war, dass man mit einem hungrigen Magen ein wenig verrückt wurde.

In der Leadenhall Street öffnete einer der Gehilfen bereits die Fensterläden. Holdsworth bewahrte seine Schubkarre und das, was von seinem Bestand noch übrig war, in einem kleinen Nebengebäude im Hof hinter dem Haus auf. Früher hatte dort ein Buchbinder gearbeitet, doch Ned Farmer hatte diesen Teil des Geschäfts abgegeben, weil Mrs. Farmer – wahrscheinlich mit Recht – glaubte, dass dies profitabler war.

Holdsworth deckte die Schubkarre ab, rollte sie langsam über den Hof und bog in die Leadenhall Street ein. An manchen Tagen ging er in westliche Richtung bis zur Piccadilly. Er blieb nie lange an einem Ort. Das Gewirr der Gassen war ein großer Handelsplatz, und jeder Straßenhändler wachte eifersüchtig über sein Territorium. Die Bücher in seiner Schubkarre waren größtenteils Ladenhüter und nicht viel wert. Doch der kleine Verdienst war besser als nichts und bewahrte ihn vor völliger Armut und der totalen Abhängigkeit von Ned Farmers Freundlichkeit.

Sein mageres Mittagessen in einer kleinen schäbigen Taverne in der Compton Street bestand aus Brot, Käse und einem Bier. Anschließend machte er sich langsam auf den Weg zurück in die Stadt. An der Ecke zur Leadenhall Street packte ein Mann, der singende Vögel verkaufte, gerade zusammen. Holdsworth setzte die Schubkarre ab. Die Ecke war ein gutes Plätzchen, und er hielt dort, wann immer sie frei war.

Der sonnige Nachmittag war gut fürs Geschäft, und es dau-

erte nicht lange, bis drei oder vier Männer in den Büchern wühlten. Die Mehrzahl der Bücher enthielten Predigten oder andere religiöse Texte, doch es gab auch Gedichtbände, einige gebundene Ausgaben des *Rambler* und verschiedene Klassiker, die durch Wasser- oder Rußflecken deutlich an Wert verloren hatten. Einer der Stöberer war ein gebeugter, kleiner Mann in einem bräunlichen Mantel. Er hatte ein dunkles, ledriges Gesicht, nicht unähnlich dem Einband des Buches, das er betrachtete, einen Folianten mit den *Oden* von Horaz. Holdsworth beobachtete ihn unauffällig. Der Mann sah respektabel aus – vielleicht ein Apotheker –, jedenfalls nach einem seriösen Beruf. Das hatte er von dem Burschen vergangene Woche allerdings auch gedacht, der ein Duodez-Büchlein von Longinus in seine Tasche gleiten ließ, während Holdsworth durch einen anderen Kunden abgelenkt war – er hatte ihn für einen Landpfarrer gehalten.

Der kleine Mann kratzte sich mit der rechten Hand am Hals – wie hungrige, kleine Kreaturen krochen seine Finger unter seinen für die Jahreszeit ungewöhnlich dicken Schal. Er begegnete Holdsworths Blick. Seine Hand zog sich zurück. Er deutete eine kleine ruckartige Verbeugung an und kam etwas näher.

»Habe ich die Ehre, mit Mr. Holdsworth zu sprechen?«, sagte er mit heiserer Stimme, die kaum mehr als ein Flüstern war.

»Ja, Sir. Die haben Sie.« Es passierte nicht selten, dass ein Kunde aus alten Zeiten Holdsworth erkannte und – aus Neugier vielleicht oder Mitleid – ein wenig plaudern wollte. Er wies sie nicht ab, denn manchmal kauften sie ein Buch, und Stolz konnte er sich nicht mehr leisten.

»Das hatte ich gehofft«, sagte der Mann.

Eine Pause entstand, während ein junger Mann mit traurigen Augen William Laws *Serious Call* erwarb. Der kleine

Mann trat während des Handels beiseite und blätterte in dem Band von Horaz. Als der Kunde gegangen war, blickte er auf.

»Ich war bei Mr. Farmer im Laden.« Er räusperte sich und zuckte dabei zusammen, als bereite es ihm Schmerzen. »Wenn ich das sagen darf, ohne taktlos zu sein.«

»Es ist nur die Wahrheit, Sir. Das Geschäft gehört ihm.«

»In der Tat. Äh – auf jeden Fall sagte er mir, dass ich Sie hier finden könnte.«

»Und wie kann ich Ihnen behilflich sein, Sir? Suchen Sie ein bestimmtes Buch?«

»Nein, Mr. Holdsworth. Ich suche kein Buch. Ich suche Sie.«

»Nun, Sir, Sie haben mich gefunden. Und was wollen Sie von mir?«

»Ich bitte um Entschuldigung. Ich habe mich nicht vorgestellt. Mein Name ist Cross, Sir, Lawrence Cross.«

Über den Schubkarren mit Büchern hinweg verbeugten sie sich voreinander. Die anderen Stöberer waren weitergegangen.

»Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen.«

»Nur zu.«

»Es handelt sich um eine Angelegenheit, die nicht auf der Straße besprochen werden sollte. Wann werden Sie frei sein?«

Holdsworth sah nach der Sonne. »Vielleicht in einer halben Stunde. Dann brauche ich nur noch etwas Zeit, um den Wagen zurück zu Mr. Farmers Geschäft zu schieben.«

Mr. Cross rieb sich wieder den Hals. »Das würde sehr gut passen. Wären Sie so freundlich, mich im St. Paul's Kaffeehaus mit Ihrer Gesellschaft zu beehren? Sagen wir, in vierzig Minuten?«

Holdsworth erklärte sich einverstanden, und der kleine Mann ging eilig davon.

Zwanzig Minuten später schob Holdsworth den Karren die Straße hinunter und verstaute ihn für die Nacht im Hof hinter dem Geschäft. Er hatte gehofft, unbemerkt gehen zu können, doch Ned Farmer eilte aus dem Laden und legte ihm die Hand auf den Arm.

»John, das ist aber verdammt unhöflich, sich einfach ohne ein Wort davonzuschleichen.« Er klopfte Holdsworth auf die Schulter. »Wo warst du heute Morgen? Du musst beim ersten Hahnenschrei aus dem Haus geschlüpft sein.«

»Ich bin früh aufgestanden. Ich konnte nicht schlafen.«

»Und wohin jetzt so eilig?«

Holdsworth erklärte, dass er eine Verabredung hatte. Den anderen Grund – dass er Neds fröhliches Schwatzen beinahe ebenso anstrengend fand wie dessen unerschöpfliche Freundlichkeit – konnte er ihm nicht sagen. Wenn er nicht zu Hause und ohne Mrs. Farmer war, war er hemmungslos, was Holdsworth mehr auf die Nerven ging, als er für möglich gehalten hatte.

»Da hat ein Mann nach dir gefragt«, sagte Ned hastig, denn unsensibel war er nicht. »Ein komischer kleiner Kauz, sah aus wie ein brauner Affe mit einer schweren Erkältung. Ich habe ihm gesagt, dass du vielleicht an der Ecke stehst.« Sein breites, rotes Gesicht legte sich in Falten. »Ich hoffe, ich habe nichts Falsches gemacht.«

»Keineswegs.«

»Dann hat er dich gefunden? Und?«

»Ich treffe ihn später. Das ist meine Verabredung.«

»Hab ich es doch gesagt! Ein Mann mit deiner Reputation muss Angebote aus jeder Ecke bekommen. Es ist nur eine Frage der Zeit, John. Wart's ab, alles wird wieder gut werden.« Ned wurde noch röter. »Verflucht sei meine Zunge, immer geht sie mit mir durch. Ich bitte um Verzeihung. Ich meinte natürlich nur in Geldangelegenheiten.«

Holdsworth lächelte ihn an. »Ich weiß noch nicht, was er will.«

»Vielleicht möchte er Bücher kaufen«, schlug Ned vor. »Und braucht dazu deinen Rat.«

»Er sah nicht aus wie ein Mann, der viel für Luxusartikel ausgeben kann.«

»Pah«, bellte Ned. »Bücher sind kein Luxus. Sie sind Nahrung für den Geist.«

Obwohl Holdsworth früher als verabredet kam, saß Mr. Cross bereits an einem der kleinen Tische an der Tür im Kaffeehaus.

»Ich habe Sherry bestellt«, murmelte er. »Ich hoffe, das ist Ihnen recht?«

Holdsworth setzte sich. Mr. Cross machte keinerlei Anstalten, direkt zur Sache zu kommen.

»Sie sind groß«, bemerkte er. »Und auch kräftig, nicht wahr? Ich habe Sie schon von Weitem in der Menge gesehen. Ich dachte, Sie seien älter, aber Sie sind immer noch ein junger Mann.«

»Aber nicht unerfahren, Sir.«

»Das bezweifle ich nicht.«

Während sie auf den Sherry warteten, redete Cross hartnäckig über das warme Wetter, die belebten Straßen und den unerträglichen Gestank vom Fluss. Der Ober kam, und Holdsworth sah dankbar, dass er auch Gebäck mitgebracht hatte. So schnell, wie der erste Schluck Wein warm in seinen Magen floss, schien er ihm auch zu Kopf zu steigen.

Mr. Cross stellte sein Glas ab und zog eine Schnupftabakdose aus Horn heraus. Er klopfte auf den Deckel, öffnete sie aber nicht.

»Es kann nicht leicht für Sie sein.«

»Wie bitte, Sir?«

»Nein, lassen Sie es mich anders ausdrücken. Bitte verzeihen Sie, wenn ich aufdringlich erscheine, aber ich habe Sie heute Nachmittag beobachtet. Sie ertragen Ihr Unglück mit großer Geduld.«

Holdsworth senkte den Kopf und wunderte sich, was der Mann nach so kurzer Bekanntschaft alles mutmaßte.

Mr. Cross nahm eine Prise Schnupftabak und schloss die Augen. Kurz darauf nieste er so explosionsartig, dass die Gespräche um sie herum erstarben. Er zog ein fleckiges Taschentuch heraus, wischte sich die Tränen aus den Augen und schnäuzte sich. »Bitte glauben Sie mir, ich wollte Sie nicht vor den Kopf stoßen. Sagen Sie, haben Sie zurzeit die Muße, einen Auftrag anzunehmen?«

»Das kommt auf den Auftrag an.«

»Sie haben einen beachtlichen Ruf als Antiquar. Man sagt, Sie kennen den Wert eines Buches.«

Holdsworth schwieg.

»Sie haben zum Beispiel die Mitchell-Bibliothek katalogisiert«, fuhr Mr. Cross fort, »und ihren Verkauf abgewickelt. Sir William war ausgesprochen zufrieden mit dem Ergebnis. Und dann natürlich die Sammlung von Erzdiakon Carter.«

Holdsworth nickte. Cross war gut informiert. Seine Arbeit für Sir William Mitchell war nicht öffentlich bekannt.

Der ältere Mann lockerte seinen Schal. »Dann kann man also mit Fug und Recht behaupten, dass das Katalogisieren und Bewerten solcher Bibliotheken durchaus zu Ihren Kompetenzen gehört?«

»Natürlich.«

»Und sehen Sie sich auch in der Lage, Rat zu erteilen für die Pflege und Erhaltung wertvoller Bücher?«

»Natürlich. Sowohl das Drucken als auch das Buchbinden gehören zu meiner Profession. Verstehe ich es richtig, dass Ihr Angebot das Katalogisieren einer Bibliothek beinhaltet?«

»Es könnte Teil davon sein.«

»Und ist es Ihre eigene Bibliothek, Sir?«

»Sie gehört meiner derzeitigen Arbeitgeberin.«

»Und was genau soll ich für sie tun?«

Mr. Cross schenkte Holdsworth Sherry nach. »Sagt Ihnen der Name Oldershaw etwas, Sir?«

»Der verstorbene Bischof von Rosington?«

»Genau der. Waren Sie mit ihm bekannt?«

»Nein, Sir. Ich hatte nicht die Ehre, ihm zu Diensten zu sein. Ich kenne ihn nur vom Hörensagen. Dann wurde seine Sammlung nicht verkauft?«

»Bisher nicht. Sie gehört nun seiner Witwe. Seine Lordschaft hatte volles Vertrauen in Lady Annes Urteilsvermögen. Ich halte die Sammlung für bedeutend, sowohl was ihren Umfang als auch was ihren Wert betrifft.«

»So sagt man.«

Mr. Cross rieb sich die Bartstoppeln. »Nun, Sir – Sie sagen, Sie können ein solches Angebot annehmen. Soweit ich es beurteilen kann, sind Sie für die Aufgabe gut qualifiziert. Aber natürlich muss Lady Anne die Entscheidung treffen.«

Holdsworth neigte den Kopf. »Natürlich.«

Cross verhalf sich mit umständlichem Getue zu einer weiteren Prise Schnupftabak, dem das gleiche explosive Ritual wie zuvor folgte. Er sah abrupt auf, als merke er, dass Holdsworth ihn musterte. »Dann müssen Sie nur noch Ihrer Ladyschaft Ihre Aufwartung machen.«

»Einen Augenblick, Sir. Warum ist Ihre Wahl auf mich gefallen? Es gibt viele andere, die genauso geeignet für diesen Auftrag sind. Manche würden sagen, sogar besser.«

»Ich fürchte, das kann ich Ihnen nicht sagen«, erwiderte Mr. Cross mit kalkulierter Zweideutigkeit. »Ihre Ladyschaft erwartet Sie morgen Vormittag.«

»Nun gut. Ich nehme an, Ihre Ladyschaft ist in der Stadt?«

»Ja. Ich gebe Ihnen die Adresse.«

Holdsworth nahm einen Schluck Sherry und versuchte, den Kekse, an dem er knabberte, nicht hinunterzuschlingen. In der Zwischenzeit holte Cross ein abgegriffenes Notizbuch hervor, riss eine Seite heraus, kritzelte mit einem Bleistift ein paar Worte darauf und schob den Zettel über den Tisch.

»Golden Square Nummer fünfunddreißig«, las Holdsworth laut vor. »Elf Uhr.«

»Das Haus ist auf der Nordseite.« Cross schob seinen Stuhl zurück, erhob sich und winkte dem Kellner. Er wandte sich ab, um die Rechnung zu bezahlen. Auf einmal schien er es eilig zu haben fortzukommen. Er drehte sich wieder zu Holdsworth um und verbeugte sich. »Ich bin Ihnen sehr verbunden, Sir«, flüsterte er. »In der Tat, das bin ich. Ich wünsche Ihnen einen guten Tag.«

Holdsworth erwiderte die Verbeugung und beobachtete, wie der Mann wie ein Schatten durch den gut gefüllten Gastraum huschte und auf die Straße verschwand. Er verspeiste die restlichen beiden Kekse und trank den Sherry aus. Bis jetzt hatte er sich über die Aussicht auf Beschäftigung gefreut. Doch als er das leere Glas wegschob, ging ihm durch den Kopf, dass Mr. Cross' Dankbarkeit vollkommen unangemessen war, angesichts der Vereinbarung, die sie gerade geschlossen hatten. Mehr noch, einen Moment lang war hinter der Contenance des Mannes ein Anflug von Erleichterung erkennbar gewesen.

Am Golden Square saß Lady Anne Oldershaw auf einem niedrigen Fauteuil aus Mahagoni neben dem Marmorkamin im hinteren Salon. Trotz des warmen Tages brannte ein Feuer auf dem Rost. Sie trug Trauer, und wie üblich war ihr Gesicht ganz weiß, ein monochromer Fremdkörper in einer farbenfrohen Welt. Auf ihrem Schoß lag ein aufgeschlagenes Buch, an

einem Tisch am Fenster flickte ihre Zofe Weißwäsche. Lady Anne war als Braut hergekommen, denn das Haus und sein Inhalt gehörten zu ihrer Aussteuer. Seitdem hatte sich in diesem Raum wenig verändert. Die schweren Samtvorhänge waren zu einem staubigen Gelbton verblichen, und an den Wänden sah man blasse Flecken, wo eine Generation von Dienstboten Rußflecken von Kerzen abgerieben hatte.

Elinor Carbury knickte an der Tür. Mit großer Herablassung streckte Lady Anne ihr die Hand entgegen und erlaubte ihr sogar, sie auf die Wange zu küssen.

»Wie gut von Ihnen, den weiten Weg hierherzukommen«, sagte sie, »und noch dazu in einer Postkutsche. Ich werde darauf bestehen, dass Sie in meiner Kutsche zurückreisen. Aber Sie haben es doch hoffentlich nicht eilig?«

»Ich muss am Donnerstag zurückkehren«, antwortete Elinor. »Der Doktor meint, länger kann er mich diesmal nicht entbehren. Er ist im Augenblick nicht ganz er selbst. Das warme Wetter macht ihm zu schaffen.«

Mit der mechanischen Höflichkeit der sehr gut Erzogenen erkundigte Lady Anne sich nach Elinors Reise, dem Wetter und der Gesundheit von Dr. Carbury. Es gab für alles einen richtigen und einen falschen Weg. Lady Anne kannte Elinor, seit sie ein Säugling war, und nach dem Tod ihres Vaters hatte Elinor zuweilen über Monate im Hause Oldershaw gelebt. Lady Anne liebte Elinor wahrscheinlich ebenso sehr, wie sie alle Lebewesen liebte, mit Ausnahme ihres Sohnes; und sie vermisste sie beinahe wie eine Tochter, wenn sie sie längere Zeit nicht sah. Doch Elinor war nicht vom gleichen Stand wie sie, eine Tatsache, die sie nie vergaß.

Schließlich ließen die Dienstboten sie allein, und kurz darauf waren die Förmlichkeiten beendet.

Lady Anne faltete die Hände auf dem Schoß und blickte auf das Feuer. »Haben Sie Neuigkeiten von Frank?«

»Dr. Carbury hat gestern Nachmittag Erkundigungen einziehen lassen, Madam, und ich freue mich, Ihnen sagen zu können, dass es gute Nachrichten gibt. Sein Körper heilt, und er ist viel ruhiger geworden. Dr. Jermyn gab mir einen Brief für Sie mit. Hier ist er.«

Sie reichte ihn Lady Anne, die ihn beiseitelegte und fragte, ob Elinor nach ihrer Reise vielleicht eine Erfrischung wolle. Doch ihr Blick schweifte immer wieder zu dem Brief, sodass Elinor andeutete, dass auch sie gerne wüsste, wie es Mr. Frank ging, und laut fragte, ob Dr. Jermyns Brief wohl mehr Auskunft darüber gab als die naturgemäß kurze mündliche Mitteilung an Dr. Carbury. An dieser Stelle fand Lady Anne ihre Brille, griff nach dem Brief und erbrach das Siegel. Sie überflog schnell den Inhalt und sah auf.

»Dr. Jermyn schreibt, dass Frank sich gut erholt. Aber wir dürfen nicht auf eine schnelle Genesung hoffen.« Sie presste die Lippen aufeinander. »Nun, meine Liebe, das werden wir sehen.«

»Man sagt, Dr. Jermyn sei sehr gut.«

»Zweifellos. Aber trägt nicht Mr. Richardson eine gewisse Verantwortung für das, was geschehen ist? Schließlich ist er Franks Tutor. Ich hoffe, es war nicht unklug von mir, Frank in seine Obhut zu geben. Damals hatte ich Zweifel an der Wahl, doch Frank mochte ihn und setzte sich sehr für ihn ein. Sagen Sie, meine Liebe, hat er irgendetwas gesagt, das Franks Verhalten erklären könnte? Ich frage mich einfach, ob das alles nicht passiert wäre, wenn er besser auf seinen Schüler aufgepasst hätte.«

»Es ist nicht immer leicht für einen Tutor, seine Schützlinge im Auge zu behalten, Madam, insbesondere wenn« – Elinor suchte nach einem passenden Ausdruck für Lady Annes Ohren – »vor allem, wenn es ein Schüler mit so einem entschlossenen Naturell wie Frank ist.«

»Wie wahr. Schon als kleiner Junge übernahm er wie selbstverständlich die Führung«, stimmte Lady Anne ihr zu. »Er ist durch und durch ein Vauden. Aber Frank ist noch jung – er braucht die Führung durch ältere und weisere Köpfe.«

Es klopfte, und ein Diener trat ein. Er meldete, dass Mr. Cross unten sei und bat, auf ein Wort hereinkommen zu dürfen.

»Bitte ihn herauf«, sagte Lady Anne. »Nein, meine Liebe, bleiben Sie«, fügte sie, an Elinor gewandt, hinzu, die sich erhoben hatte. »Ich möchte, dass Sie hören, was Mr. Cross zu sagen hat. Er ist mir bei meinem kleinen Plan behilflich.«

Mr. Cross schlüpfte ins Zimmer und verbeugte sich sehr tief vor Lady Anne und weit weniger tief vor Elinor. Er war der Verwalter der Oldershaws und kannte Lady Anne länger als alle anderen im Haus, da er auf dem Landsitz des Earl of Vauden nahe Lydmouth aufgewachsen und beim dortigen Verwalter in die Lehre gegangen war.

»Nun?«, fragte Lady Anne. »Sie können vor Mrs. Carbury offen reden.«

»Ich habe Mr. Holdsworth getroffen, Mylady. Er wird Ihrer Ladyschaft morgen Vormittag seine Aufwartung machen.«

»Und was haben Sie ihm gesagt?«

»Ich erwähnte lediglich die Möglichkeit, die Sammlung seiner Lordschaft zu bewerten und zu katalogisieren und vielleicht einen Rat hinsichtlich der Erhaltung zu geben. Auch wenn er nie die Ehre hatte, seine Lordschaft kennenzulernen, wusste er natürlich um den Ruf der Sammlung.«

»Aber sonst haben Sie nichts gesagt?«

»Nein, Madam. Ich habe Ihre Anweisungen genau befolgt.« Er räusperte sich. »Er fragte mich allerdings, warum ich ausgerechnet zu ihm gekommen sei. Ich musste zugeben, dass ich es ihm nicht sagen konnte. Ich hoffe, ich habe nichts falsch gemacht.«

»Nein, nein, Mr. Cross«, sagte Lady Anne gnädig. »Wie kam Ihnen der Mann vor?«

»Ich fürchte, er ist in einer schlechten Verfassung, und sein Unglück lastet schwer auf ihm. Aber er ist ohne Zweifel in der Lage, die Bibliothek einzuschätzen – ich habe ausführliche Erkundigungen darüber eingezogen, wie es Ihr Wunsch war, ehe ich ihn angesprochen habe. Der Mann ist jünger, als ich es erwartet hatte. Er ist ein ehrenwerter Mensch – kräftig und gut gebaut.«

»Das spricht für ihn«, sagte Lady Anne. »Bitte fahren Sie fort.«

»Er redete nur wenig, aber das, was er sagte, war sehr sachlich, Madam. Ich würde sagen, er ist klug und ein Mann von Entschlossenheit. Alles in allem war mein erster Eindruck positiv.«

Lady Anne dankte ihm, und der Verwalter zog sich zurück. Als sie wieder allein waren, wandte sie sich an Elinor.

»Sie sehen, meine Liebe, ich habe Ihren Rat befolgt.«

»Liebe Mylady, ich bete, dass der Plan nicht misslingt. Nicht um alles in der Welt würde ich ...«

»Dann wollen wir hoffen, dass er gelingt«, unterbrach Lady Anne sie mit plötzlich scharfer Stimme. »Morgen werden wir herausfinden, ob der Verfasser von *Die Anatomie von Geistern* glaubt, dass er auch umsetzen kann, was er predigt.«

4

Geld war vorhanden, aber keine Extravaganz. Ein Geschäftsmann lernte, solche Dinge zu beurteilen. Das Haus am Golden Square war um die Jahrhundertwende neu und modern gewesen, wovon man heute allerdings nichts mehr sah. Aber es strahlte eine Art nüchternen Komfort aus, dachte Hold-

worth, den man bei den Häusern der Neureichen oder denen, die von hohen Darlehen lebten, selten fand.

Der Diener führte Holdsworth durch die Halle und einen Vorraum in einen lang gestreckten, schäbigen Raum im hinteren Teil des Hauses. Überall Bücher – in Regalen, die an den Wänden aufgereiht standen, in Stapeln auf Tischen und am Boden, in einem übervollen Schrank am Ende des Raums.

»Mr. Holdsworth, Mylady«, verkündete der Diener.

Lady Anne Oldershaw saß am näher gelegenen der beiden Fenster, ein aufgeschlagenes Buch neben sich auf dem Tisch. Sie bedeutete Holdsworth, näher zu kommen. Sie war klein und dünn, mit Gesichtszügen so scharf und zerbrechlich, als wären sie mit einem Rasiermesser aus Wachs geschnitten. Ihr Alter war schwer zu schätzen – sie konnte vierzig, aber auch siebzig sein. Eine dicke Schicht weiße Schminke bedeckte ihr Gesicht – vielleicht war die Haut darunter durch Pockennarben entstellt, denn das war ein Übel, vor dem weder Reichtum noch Erziehung schützte.

»Mr. Holdsworth«, sagte sie mit trockener, zurückhaltender Stimme. »Ich wünsche Ihnen einen guten Morgen.«

»Madam.« Er verbeugte sich tief. »Ich bin geehrt, Ihrer Ladschaft zu Diensten zu sein.«

»Noch waren Sie mir nicht zu Diensten. Es wird sich zeigen, ob es dazu kommt.«

»Sehr wohl, Mylady.«

Er wartete darauf, dass sie erklärte, warum er hier war. Sie schwieg und musterte ihn ohne jede Scheu. Nach einer Weile wandte er den Blick ab. *Trotz der vielen Bücher ist es eindeutig nur eine Behelfsbibliothek*, dachte er. Die Bücher waren von jemandem einsortiert worden, der entweder nicht wusste, dass sie zweifellos sehr wertvoll waren, oder dem es egal war. Seine Augen fixierten einen wackeligen Stapel auf einem offenen Sekretär zwischen den Fenstern; so sollte man sie nicht liegen



Andrew Taylor

Das Geisterspiel

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-47494-3

Goldmann

Erscheinungstermin: August 2012

Ein mysteriöser Todesfall und eine Seele, die keine Ruhe findet

1786, Jerusalem College, Cambridge: Angeblich geht hier der Geist von Sylvia Whichcote um, die auf mysteriöse Weise ertrunken ist. Ein junger Mann namens Frank Oldershaw behauptet, den Geist gesehen zu haben – nun befindet er sich in einer psychiatrischen Anstalt. Seine Mutter versucht verzweifelt, ihn dort herauszuholen und seinen Ruf wiederherzustellen. Sie bittet John Holdsworth um Hilfe, der eine rationale Erklärung für die Erscheinung finden soll. Holdsworth merkt schnell, dass es nur einen Weg gibt, das Geheimnis aufzulösen: Er muss herausfinden, was in der Nacht von Sylvias Tod geschehen ist.